

Musik im Hause

Autor(en): **Odermatt, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **4 (1929)**

Heft 11

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-100452>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Musik im Hause

Von Hermann Odermatt

2. Wie man einst im Hause musizierte.

Einst war die Hausmusik der künstlerische Herd jeglicher musikalischer Betätigung. Dort sprühten die ersten Funken genialer Begabung. Dort fielen die ersten anerkennenden Worte. Dort auch flossen die Stunden heiterer Lebensbejahung klangfroh dahin.

Tun wir einen raschen Blick in jene längst verrauschten Zeiten! Vor uns öffnet sich das bescheidene, heimelige Wiener Bürgerhaus der zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts. Man hat sich zur Abendstunde versammelt. Nach allerlei erbaulichem und unterhaltlichem Gespräch überlässt man sich ganz den weichen Armen der Tonkunst. Ein stiller schüchtern, untersetzter junger Mann, dick bebrillt sitzt am Klavier. Seine Hände formen aus den Tasten Schönheit auf Schönheit. Wie aus einem unerschöpflichen Quell zaubert er die Melodien aus dem Saitenkasten. Wie ein begnadeter Bildhauer gibt er ihnen mit seinen Händen tönende Formen. Die tiefdringenden melancholischen Blicke des Meisters gleiten hinüber auf einzelne Hörer und befriedigt wieder zurück auf seine Tasten. Wir sind zusammen mit Franz Schubert, dem Abgott dieses kleinen Kreises. Heute hat er wieder ein halbes Dutzend seiner neuesten Lieder ausgekramt und sie den Saiten anvertraut. Man lauscht mit Begeisterung diesem volkstümlich frischen Sang, der sich zur Kunstform gestaltet hat. Und man beglückwünscht den bescheidenen grossen Meister.

Im trüben Licht der Laternen sucht man den Heimweg durch Wiens idyllische Gassen. Man trällert die Weisen nach, die man eben gehört. Sie gehen so leicht ins Ohr und doch sind die Wendungen so neu. Man glaubt sie schon irgendwo, in Grinzing oder in Liechtental oder im Wienerwald gehört zu haben und doch weiss man nicht wo. Aus dem Boden herausgewachsen und doch nur von dem gepflückt, der das geheimnisvolle Rauschen der Natur und der Volksseele belauscht. Während draussen die Nacht in den Ecken und Winkeln hockt ist Sonnenglanz in den Herzen, der Sonnenglanz der Musik. Er trägt hinweg über die trüben Stunden des Alltags. Und noch im Traum genießt man den wundersamen Nachhall.

So verstand es der kleine, freundliche hilflose Franz Schubert, dessen reiches Leben so sehr nach innen gekehrt war die Leute glücklich zu machen. In den bescheidenen vier Wänden eines Wiener Bürgerhauses. Das war himmlische Hausmusik. Da war einer der grosse Spender und die andern die freudigen Empfänger, die aus der dargebotenen Schale schlürften.

Noch intimer gestaltete sich das Musizieren im Hause, wenn die Geniessenden selber die Mittler waren, wenn sie sich das Kunstwerk selber schenkten. Ohne andere Zuhörer, ohn Publikum, ganz der Nachschöpfung und dem Genuss überantwortet. Im Haus des Schullehrers Schubert, des Vaters des grossen Liedermeisters wurde so herrlich musiziert. Vater Franz spielte das Cello. Die beiden Söhne Ferdinand und Ignaz sassen an der ersten und zweiten Geige und Franz der Unsterbliche strich die Bratsche. Wohl waren nicht alle technisch vollendete Künstler. Nicht einer besass das Diplom der geigerischen Konzertreife in der Tasche. Ja nicht einmal Franz verfügte über ein technisch einwandfreies Können. Da und dort mag Bruder Ignaz über einen schwierigeren Lauf gestolpert sein und Bruder Ferdinand mag mehr als ein mal in der Intonation unsicher gewesen sein. Auch Vater Schuberts Cello war dann und wann bockbeinig, wenn ein Daumenansatz nicht ganz korrekt am Griffbrett sass. Franz war der Maestro dieses Hausquartetts. Den Brüdern gegenüber war er streng. Da liess er nichts durch. Dem Vater gegenüber war er voll Respekt. Wenn Vater Schubert sich einmal vergriff, da sagte Franz etwa: «Herr Vater, da muss etwas gefehlt sein». Die vier waren beileibe keine Kammermusiker, wie wir sie heute bei jedem mittelguten Kammermusikabend

treffen. Sie waren aber Musikanten. Sie musizierten mit der Seele, nicht bloss mit den Fingern. Die Musik hatte sie wieder zusammengeführt, nachdem das Schicksal sie auseinander gesprengt. Die Musik tröstete sie über den grossen Verlust der Mutter Schubert balsamisch hinweg. Die Musik war ihr reiches Abendbrot, nachdem der Abendtisch so schmal gedeckt war. Die Musik war ihr unschätzbare seelischer Reichtum in ihrer körperlichen Armut. Und sie spielen und spielen, Quartette von Haydn, von Mozart, das neueste von Franz bis die flackernden Kerzen sich aufgezehrt, bis die Augen schmerzen und bis die Finger müde sind und bis der Nachbar, der Philister, der gern schlafen möchte, mit seinem Stiefelzieher an die Wand poltert, zum deutlichen Zeichen, dass es nun an der Zeit wäre, mit dem Gefiedel aufzuhören.

Zwei bildhafte Ausschnitte aus der Blütezeit der Hausmusik. So war es nicht nur in Wien, nicht nur bei Schuberts, so war es in jeder Gross- und Kleinstadt. Das öffentliche Konzertleben fehlte ganz oder es war nicht in jenem Uebermass vorhanden, das heute eine eigentliche Uebersättigung zur Folge hat. Oft fand man sich in bequemer Nähe zusammen: Der Stadtschreiber, der Organist, der Herr Rat und der erste Stadtpfeiffer. Die Sonntagnachmittag flogen rascher als beim Kartenspiel und erfrischender als bei einem bierbankpolitischen Schoppen. Oft scheute man einen weiten Weg nicht um das geigende Vierblatt zusammen zu kriegen. Selbst Anton Bruckner erzählt in seinem treuerhizigen oberösterreichischen Dialekt wie er «an Sonntag sei Musi unter d' Irxn (Achseln) gnumma» hat um zwei Stunden von seiner schulmeisterlichen Behausung weg einen Genossen zum Zusammenspiel zu finden.

Dass sich die fürstlichen Herrschaften eigene bezahlte Hausmusiken leisten konnten, ist selbstverständlich. Oft war diese Art der Musikpflege wohl mehr eine Angelegenheit der Repräsentanz. Sie gehörte zu einer glanzvollen Soirée. Oft auch eröffnete sie jungen Talenten den Weg in die Welt. Der kleine Mozart wurde erstmals an einer solchen Soirée musicale als Wunderkind gefeiert. Nicht selten aber waren fürstliche Herren selber aktiv am Musikpult tätig. Friedrich der Grosse blies mit Meisterschaft die Flöte. Manch ein Berufsmusiker mochte ihn um seine Fingerfertigkeit und um seine glänzende Atemtechnik beneiden. In manchen Fürstenhäusern wuchs sich die intime Hausmusik geradezu zum Sinfoniekonzert aus.

Vor wenig Wochen war ich selber Zeuge der verklungenen Herrlichkeit hochkultivierter fürstlicher Hausmusik. Im Stammschloss der böhmischen Fürsten Lobkowitz unweit Prag ist ein Saal dem Andenken Beethovens geweiht. Fürst Isidor Lobkowitz (1773—1819) war ein persönlicher Freund und besonderer Gönner Beethovens. Ihm sind zahlreiche Werke des grossen Meisters gewidmet. In den Räumen dieses Palais wurde Beethovens «Eroica» erstmals nach dem Manuskript aufgeführt. Die Heldensinfonie war bekanntlich ursprünglich Napoleon zugeordnet. Als aber der erste Konsul immer mehr diktatorischen Allüren verfiel, da kühlte sich Beethovens Zuneigung zu dem grossen Korsen ab. Die ursprüngliche Widmung wurde radiert und Fürst Lobkowitz mit der Zueignung bedacht. Anton Isidor Lobkowitz erwarb alle Instrumente, die bei der Uraufführung verwendet wurden, von der Primegeige bis zu den Pauken. Nun stehen alle Instrumente in stummer Ehrfurcht um die Partitur. Einige Saiten sind noch gespannt, andere hat die Zeit gelockert, wieder andere sind gerissen. Die Musiker allerdings, die erstmals die herrlichen Eroica-Akkorde aufwühlten sind längst verstummt und sind dem Meister nachgeeilt. Man zieht den Hut vor den stillgewordenen Zeugen einer künstlerischen Königstaufe. —

Das war der weiteste Rahmen der Hausmusik. Die Wände fast gesprengt. Kaum mehr ein Schritt hinüber in die grosse Öffentlichkeit.